

nützlichen Kontrollboxpartner, sondern als Kollegen zu sehen. So soll im folgenden Abschnitt argumentiert werden, dass deutsche und polnische Grenzschrützer eine professionelle Kultur teilen, die in Anlehnung an die vornehmlich anglophone Literatur *Cop Culture* genannt werden soll. Diese, aus der professionellen Rolle abgeleitete, Berufsgruppenkultur unterscheidet sich naturgemäß auf polnischer wie deutscher Seite. Allerdings betreffen diese Unterschiede nicht die allgemeinen Merkmale der *Cop Culture*, sondern ihre spezifischen, von den jeweiligen Organisationen geprägten Formen. Inwieweit die *Cop Culture* als übergreifendes Merkmal in der Lage ist, deutsche und polnische Grenzschrützer trotz gravierender sozialer, organisatorischer, institutioneller, ökonomischer und kultureller Unterschiede zu verbinden, soll im nächsten Abschnitt geklärt werden.

Cop Culture

Zur Relevanz von Cop Culture

Somehow competent officers know what to do.
 Somehow they see the world in a way
 that enables them to get to the essentials
 of a situation immediately.
 Somehow they move easily and quickly
 from what is happening to knowing
 what to do about it; from seeing to doing.
 How do police this? What is this craft?
 (Shearing/Ericson 1991: 488)

Ausgehend von den bislang erfolgten Erörterungen zu institutionell-organisatorischen Unterschieden zwischen Bundespolizei und Straż Graniczna beschäftigt sich der zweite Teil dieses Kapitels mit dem potentiellen Anknüpfungspunkt, der deutschen und polnischen Grenzschrützer angesichts gewichtiger organisatorischer *Borders* zur Überwindung mentaler *Boundaries* verhelfen kann: der berufsgruppenspezifischen Kultur, im weiteren *Cop Culture* genannt. Während der vorangegangene Teil die Rolle der *Organisationen* für die Kooperation behandelte, soll sich in diesem Abschnitt mit der *Cop Culture* den *Institutionen* zugewandt werden, den aus der kontextspezifischen Situation abgeleiteten Alltagspraxen und Handlungsstrategien. Eine Aushandlung der Alltagspraxen und Strategien in der Interaktion, die auf verbindende Merkmale rekurriert, zeitigt damit die Herstellung von gegenseitigem Vertrauen, die Entwicklung von sozialem Kapital und Verständigung.

Die folgenden Merkmale der *Cop Culture* wurden fast ausschließlich anhand von Untersuchungen zu Streifen-, Schutz-, Kriminal- oder Bereitschaftspolizei oder ihren jeweiligen britischen oder US-amerikanischen

Pendants entwickelt. Jedoch wird hier davon ausgegangen, dass, obwohl sowohl SG als auch BPOL eine unterschiedlich lange zurückliegende militärische Prägung erfahren haben, sie durch ihr Tätigkeitsfeld, ihre professionelle Kultur und nicht zuletzt durch ihre Selbstbeschreibung als »Polizei« im Sinne der hier beschriebenen Merkmale verstanden werden können.

Untersuchungen zur Kultur der Polizei entstammen, wie auch der Großteil der weiter gefassten Polizeiforschung, in der Mehrheit dem englischsprachigen Raum (für einen Überblick s. Newburn 2005). Grundlegend stellt sich die Frage nach dem Unterschied zwischen den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Polizei, nach der Inkongruenz von Leitbild, Vorschriften und tatsächlichem Handeln innerhalb einer solch strikt hierarchischen Organisation wie der Polizei, also die Frage, wie formale Strukturen kulturelle Praxis beeinflussen. Schnell war der Begriff der *Cop Culture* geboren: die berufsspezifische Kultur der Polizisten. Wie Shearing/Ericson (1991) bemerken, stellte sich jedoch schnell das Problem, dass polizeikulturellen Handlungsregeln nicht selten von »devianten« Polizisten mit eigenen, subkulturellen, Regeln begegnet wird. Auch Reiner gibt zu bedenken, dass sicherlich zahlreiche Untergruppen entlang der Positionen innerhalb der polizeilichen Hierarchie, der einzelnen Biographien und Erfahrungen und nicht zuletzt der unterschiedlichen Geschichte von Polizeien verschiedener Länder existieren. Nichtsdestotrotz argumentiert er, »that police forces in modern liberal democracies do face similar basic pressures that shape a distinctive and characteristic culture, discernible in many parts of the contemporary world, albeit with differing emphases across time and space, and with internal subcultural variations« (2000: 86).

Vor diesem Hintergrund soll sich von dem Begriff der Subkultur nicht ganz verabschiedet werden, denn diese Kategorisierung ist nicht nur irreführend, sondern gleichzeitig erhellend; und nicht zuletzt hat sich, trotz aller Kritik, die Betrachtung polizeilicher Kultur als Subkultur weitgehend durchgesetzt (so bei Behr 2000: 77). Der Begriff der Subkultur selbst tauchte zuerst bei Milton Gordon (1997 [1947]: 41) auf, der ihn noch strikt auf ethnische Minderheiten bezog. In der Folgezeit wurde der Begriff jedoch immer stärker auf jugendliche und/oder delinquente Subkulturen angewandt.⁶ Seine Bedeutung ist mittlerweile stark erweitert worden und kann ebenso berufsspezifische Subkulturen umfassen, denen keine, wie noch in den Studien zu Jugendsubkulturen vorgesehene, gesellschaftsver-

6 Neben zahlreichen anderen Autoren übten vor allem die Studien des *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) in Birmingham prägenden Einfluss aus. Sie gingen davon aus, dass Subkulturen Subsysteme ihrer Stammkulturen sind, konstituiert von informellen Gruppen, die von der Gesamtgesellschaft nicht legitimiert sind. Die jeweilige Gesellschaftsschicht führt zu klassenspezifischen Problemen, Lebensweisen, Verarbeitungsformen und »Lösungen«, in die die generationsspezifische Erfahrung der Jugendlichen hineinspielt und sie bestimmt (Clarke et al. 1996).

ändernde und progressive Dynamik inhärent ist. In diesem Sinne meint Subkultur weniger »Gegenkultur« als Teilkultur, um einen weniger ideologisch aufgeladenen Begriff zu benutzen. Berufsgruppen jeglicher Couleur können spezifische Identifikationsmerkmale ausbilden, die durch die Repräsentation durch Kleidung, Habitus, Sprache, kurz: Stil (vgl. Hebdige 1996), eine Gruppenidentität erschafft, die sowohl eine Anziehung nach innen, als auch eine Abgrenzung nach außen bewirkt.

Das subversive und nonkonforme Element, das noch im Präfix »Sub« der Subkultur seinen Ausdruck findet, muss jedoch auch im Falle beruflicher Subkulturen nicht ganz verloren gegangen sein. Insbesondere stark verregelte und bürokratisch geformte Berufszweige, die sich zudem noch äußerlich leicht identifizieren lassen, neigen dazu, eine abgeschlossene berufliche Subkultur auszubilden. Im Feld der Polizei ist es gerade die Uniform, und die mit ihr verbundenen Implikationen, die ihren Träger äußerlich abhebt und abgrenzt. Anderen Polizisten wiederum signalisiert sie nicht nur Zugehörigkeit, sondern transportiert Botschaften. Eingeweihte »lesen« die Uniform anhand ihrer Aufnäher, Schulterstücke, der Zahl und Farbe von Sternen, Balken oder Eichenlaub und folgern daraus nicht allein den Status des Trägers, sondern wissen im Umkehrschluss ebenso, wie sie selbst sich ihm gegenüber zu verhalten haben (vgl. Keegan 1997: 16f. zum Stammesbewusstsein des britischen Heeres).

Die berufliche Subkultur ist die Antwort auf die Anforderungen des Berufs, sowohl in Bezug auf die formalen Regelungen, Vorschriften und Hierarchien, als auch in Bezug auf das Verhältnis zur Umwelt. So stellt auch Reiner mit Bezug auf die Polizei fest: »Cop culture has developed as a patterned set of understandings that help officers cope with and adjust to the pressures and tensions confronting the police« (2000: 87). *Cop Culture* wird dementsprechend als Handlungsmuster und -strategie, als Reaktion auf das Feld, innerhalb dessen sich Polizisten bewegen und ihren Habitus ausbilden, verstanden; der Habitus wiederum »allows for creation and innovation within the field of police work« (Chan 1996: 115). Gleichzeitig wirkt die *Cop Culture* ebenso auf die Organisation zurück: »occupational culture [...] prompts the assumptions about everyday life that become the basis for organizational strategies and tactics« (Manning 2005: 195).

Einige Charakteristika der *Cop Culture* können polizeiliches Handeln fördern und behindern, sie sind jedoch in jedem Fall Ableitungen des bürokratischen Handlungsrahmens und der Organisation selbst, der ohne nicht-bürokratieförmige Handlungsmuster der Mitarbeiter kaum in der Lage wäre, seine Aufgabe zu bewältigen (vgl. Behr 2000: 64f.). Auch wenn die folgenden Merkmale der *Cop Culture* in vielen Fällen ein eher negatives Bild der Polizei zeichnen, so sind sie doch »functional to the survival of police officers in an occupation considered to be dangerous, unpredictable, and alienating« (Chan 1996: 111).

Merkmale der Cop Culture

Die englischsprachige Literatur zu *Cop Culture* hat wenig Eingang in den deutschsprachigen Diskurs gefunden. Dies mag zu einem großen Teil an den unterschiedlichen mit der Thematik befassten Disziplinen liegen. In Großbritannien und den USA beschäftigen sich in erster Linie sozialwissenschaftlich und empirisch arbeitende Kriminologen mit der Kultur der Polizei, während die Kriminologie im deutschen Raum in den meisten Fällen den Rechtswissenschaften zugeordnet ist. Deutschsprachige Sozial- und Kulturwissenschaftler scheinen wenig geneigt zu sein, den anglophonen kriminologischen Diskurs zu rezipieren.

Im deutschsprachigen Raum ist in erster Linie Roland Girtler (1980) zu nennen, der bereits 1980 eine ethnographische Studie zu polizeilichem Handeln veröffentlicht hat. Den eigentlich der anglophonen Literatur entnommenen Begriff der *Cop Culture* hat insbesondere Rafael Behr (2000) verwendet. Seine Studie beschäftigt sich mit den Differenzen von Polizei- und Polizistenkultur, wobei er letztere in hohem Maße durch expressive subkulturelle Vorstellungen von Männlichkeit geprägt sieht.⁷

Mit vielen anderen sind Jerome Skolnicks (1966) Untersuchung »Justice without trial« und Robert Reiners (2000) Studie »The Politics of the Police« mittlerweile zu Klassikern der englischsprachigen Kriminologie und Polizeiforschung geworden. Skolnick hatte sich mit der »working personality« des Polizisten beschäftigt; »Persönlichkeit« meint hier keine individuelle Eigenschaft, sondern die soziale Rolle des Polizisten. Diese spezifische soziale Rolle fasst er als Ergebnis verschiedener, den Polizeiberuf auf einzigartige Weise prägender Charakteristika auf, darunter in erster Linie die Kombination von »two principal variables, danger and authority, which should be interpreted in the light of a ›constant‹ pressure to appear efficient« (Skolnick 2005: 265). Die »working personality« sieht Skolnick am weitesten in der Rolle des »man on the beat« (2005: 264) entwickelt, des uniformierten Beamten mit engem Bürgerkontakt, der am besten weiß, welche Zustände in »seinem« Abschnitt vorherrschen.

Auch Robert Reiner befasst sich, ausgehend von der Entwicklung der britischen Polizei, mit der *Cop Culture* sowie rechtlichen und politischen Aspekten der Polizei. Reiner schließt sich Skolnicks Kategorisierung an, wirft ihm jedoch vor, der Rolle des äußeren Drucks auf Effizienz zu viel

7 Die deutsche Forschung zur Polizei begann in den Siebzigerjahren und nahm eine herrschaftskritische Blickweise ein (so Feest und Blankenburg 1972), die bei Praktikern und Wissenschaftlern wenig Beifall fand und den Zugang zum Feld der Polizei nachhaltig erschwerte (Ohlemacher 2003: 378f.). Auch Reichertz/Schröer (1992b: 1) kann sich aus eigener Erfahrung zumindest teilweise angeschlossen werden, wenn sie behaupten, die Polizei habe es »in Deutschland immer wieder verstanden, sich die vermeintlich schlecht gesonnenen Sozialwissenschaftler vom Leibe zu halten«.

Bedeutung für die Polizeikultur zuzuschreiben (2000: 89). Reiner selbst entwickelt sein Modell von *Cop Culture* auf der Grundlage folgender Charakteristika, die den Polizeiberuf kennzeichneten: Gefahr und Autorität, Mission-Action-Zynismus-Pessimismus, Verdachtsbildung, Isolation und Solidarität, Konservatismus, Machismo/Sexismus, Rassistische Vorurteile und Pragmatismus.

Zudem hat sich, ausgehend von einer Polizeireform im australischen New South Wales, die Kriminologin Janet Chan (1996) des Begriffs der Polizistenkultur angenommen und das Konzept auf seine Tauglichkeit überprüft. Sie kritisiert die vorherrschende Konzeption und argumentiert, Polizeikultur dürfe nicht einfach als die Internalisierung von Regeln und Werten verstanden werden, die unabhängig vom Kontext polizeilicher Arbeit betrachtet und als kaum veränderbar angenommen werden. Stattdessen schlägt sie einen Rahmen für das Verständnis von Polizeikultur vor, der die interpretativen und kreativen Aspekte von Kultur beachten sollte, und es auf diese Weise erlauben würde, verschiedene Kulturen innerhalb der Polizei zu denken. Gleichzeitig plädiert sie dafür, ebenfalls den politischen Kontext sowie die kognitiven Strukturen der Polizei miteinzubeziehen, um schließlich die Möglichkeit kulturellen Wandels innerhalb der Polizeikultur zu erörtern. Sie geht davon aus, dass »the salience of work demands and occupational pressures is mediated by individual experiences. [...] Thus, a sound theory of police culture should recognize the interpretive and active role of officers in structuring their understanding of the organization and its environment« (Chan 1996: 112).

Auch die Kooperation zweier Grenzschutzbehörden erfordert sowohl horizontal als auch vertikal Umdenkungs- und Änderungsprozesse, die denjenigen einer Reform nicht unähnlich sind. Zudem ist die Kooperation behördenintern, wie auch im Falle von Reformen, *top-down* initiiert und gibt Maßnahmen vor, die auf unterer Ebene umgesetzt werden sollen. Während Chan sich in ihrem Konzept auf Bourdieus Begriff des sozialen Feldes bezieht (1996: 115), meint das Feld im vorliegenden Fall der deutsch-polnischen Kooperation im weiteren Sinne ein Sicherheitsfeld nach Bigo, ein soziales Kräftefeld, innerhalb dessen verschiedene Akteure um Ressourcen und die Definitionsmacht kämpfen, und dessen kleinsten Teil die Grenzschützer beider Länder darstellen. Im engeren Sinne meint es das Beziehungsgeflecht zweier Organisationen, das sowohl vom deutsch-polnischen Verhältnis, der problematischen deutsch-polnischen Geschichte, den daraus erwachsenden kognitiven wie materiellen Ungleichgewichten, als auch von den Vorstellungen des europäischen Sicherheitsfeldes und Mechanismen der *Securitization* gerahmt ist. Es kann argumentiert werden, dass Bigos Begriff des Sicherheitsfeldes insofern erweitert werden sollte, als er in seiner Betrachtung die Relevanz nationaler Animositäten wie Zuneigungen, die Wirkungsmacht nicht nur nationaler Polizeikulturen, sondern ebenso national bedingter Stereotypisierungen

und *Cleavages*, zu wenig beachtet. Dies scheint der Tatsache geschuldet, dass sich seine Untersuchungen in erster Linie auf eine elitäre Kaste von Akteuren europäischer Polizeikooperation beziehen, die sich selbst als vom Nationalstaat relativ abgelöst und europäisiert betrachtet (Bigo 2000).

Im Anschluss bei Janet Chan möchte ich mich ebenfalls auf einen spezifischen Punkt in Sonja Sackmanns Untersuchungen zu unterschiedlichen Kulturen in Organisationen berufen. Sackmann klassifiziert Wissen in vier Dimensionen, die in Organisationen unterschiedlich verteilt sind. Jede Untergruppe hat eine genaue Vorstellung von der Organisation, in der sie tätig ist, und ein spezifisches Wissen darum, wie die Arbeit getan werden sollte. Kulturelles Wissen versteht Sackmann als die Verbindung zwischen Strategie und Organisationsprozessen.

- (1) *Dictionary Knowledge* beinhaltet das Wissen über die in der Organisation relevanten Beschreibungen, Themen, Ereignisse und Labels; »it refers to the ›what‹ of situations, their content, such as what is considered a problem or what is considered a promotion in the organization« (Sackmann 1992: 142).
- (2) *Directory Knowledge* bezieht sich auf die generellen Praktiken und Handlungsketten innerhalb der Organisation, »the ›how‹ of things and events, their processes, such as how a specific problem is solved in a given organization or what people actually do to be promoted« (Sackmann 1992: 142).
- (3) *Recipe Knowledge* bezieht sich auf das Wissen darum, wie im Fall spezifischer Probleme oder Situationen vorgegangen werden sollte. Sackmann spekuliert, dass ein hoher Grad an *Recipe Knowledge* zur Problemlösung mit internen Problemen und/oder externen Anpassungsschwierigkeiten einhergehe und »could indicate a strong sense of boundaries between ›we‹ who see a need and ›those‹ who have to take care of the need« (Sackmann 1992: 154).
- (4) *Axiomatic Knowledge* ist am ehesten in den höheren Führungsetagen vorzufinden und bezieht sich auf die grundlegenden Annahmen, warum die Organisation auf diese Weise funktioniert, und warum Dinge so und nicht anders getan werden müssen. *Axiomatic Knowledge* gibt die Richtung und Form einer Organisation vor.

Diese Kognitionen sind sozial konstruiert und können durch wiederholte Anwendung verändert oder verstetigt werden. Mit der Zeit werden sie mit Emotionen aufgeladen »and acquire degrees of importance; they also become ›habits‹ of thoughts that translate into habitual actions« (Chan 1996: 113). Für Sackmann sind alle Artefakte und Handlungen mit Bedeutung aufgeladen, und diese können zum einen die kollektive Sinngebung einer Gruppe innerhalb der Organisation reflektieren, oder sie können zum anderen Überreste veralteter Routinen sein, die für die Organisation nicht

mehr relevant, oder sogar kontraproduktiv, sind: »In either case, the interpretation and understanding of their attached meanings in a given cultural context requires an inquiry into the underlying processes of sense making« (Sackmann 1992: 142f.).

Ob Sackmann ihr Ziel, die Komplexität von Organisationskulturen zu erklären, tatsächlich erreicht, sei dahingestellt. Für den vorliegenden Zweck ist ihr Konzept insofern von Belang, als es erlaubt, verschiedene Subkulturen innerhalb einer Organisation zu denken und den Blick weg von der Vorstellung einer einheitlichen und allumfassenden Organisationskultur zu lenken. Aus diesem Grund werde ich mich im Folgenden weniger auf Sackmann selbst, als auf die Rezeption ihres Konzepts und die Anwendung auf Polizeikultur durch Janet Chan berufen. Sie wendet die vier Dimensionen kulturellen Wissens wie folgt auf die Polizeiarbeit an:

dictionary knowledge (which sets up categories about people police come into contact with), directory knowledge (which informs officers on how to go about getting their work done), recipe knowledge (which prescribes the menu of acceptable and unacceptable practices in specific situations), and axiomatic knowledge (which constitutes the basic rationale of policing) (Chan 1996: 119).

Chans Konzeption wird jedoch nicht sklavisch gefolgt, sondern auf Basis der Analyse der vorliegenden Daten um die von weiteren Autoren entwickelten und für den vorliegenden Fall relevanten Merkmale der *Cop Culture* erweitert.

Dictionary Knowledge: Klientel, Gefahr, Autorität

Im *Dictionary Knowledge* ist das Wissen über die »Kunden« der Polizei enthalten. Die polizeiliche Arbeit bringt es automatisch mit sich, dass Polizisten Personen kategorisieren und »indices of respectability« entwickeln (Chan 1996: 119; vgl. Girtler 1980, Kap. 9; Reichertz 1992a). Das Klientel der Polizei aus Sicht der Polizei teilt Reiner in sieben Kategorien ein: »Good-class villains«, »Police property«, »Rubbish«, »Challengers«, »Disarmers«, »Do-gooders« und »Politicians«. Van Maanen (2005) kommt mit drei Kategorisierungen der Bevölkerung aus Sicht von Polizisten aus; er teilt sie in »suspicious persons«, »know nothings« und verachtenswerte »assholes«. Und ein weiterer Autor zeichnet gleich ein ganz düsteres Bild: »much of the policeman's job consists of ›dirty work. It consists of dealing with drunks, with the insane, with the dead, with the vice-ridden, with the ill. It is a necessary function in any modern community, but an exceedingly unpleasant and in some sense degrading one« (Westley 2005: 139).

Angesichts dieser Aufzählung haben die meisten Grenzschilder an der deutsch-polnischen Grenze in der Tat noch einmal Glück gehabt. Folgen wir dagegen Reiners Kategorisierung, so sind im vorliegenden Kontext insbesondere zwei Personengruppen relevant, namentlich »Challengers«

und »Politicians«: Unter »Challengers« werden neben Ärzten, Anwälten, Journalisten und Sozialarbeitern ebenso Wissenschaftler und Forscher verstanden, die sich der Institution nicht als klassische Klientel nähern, sondern die über die Möglichkeit verfügen, für die Polizei unangenehme Informationen ans Tageslicht zu bringen: »Efforts will be made to minimize their intrusion, and presentational skills used to colour what they see« (Reiner 2000: 94). Aus eigener Erfahrung kann konstatiert werden, dass diese Sichtweise auf meine Feldforschung weniger bei den unteren als bei den höheren Dienstgraden angesiedelt war. Politiker auf der anderen Seite werden stets misstrauisch beäugt:

They are remote and unrealistic ivory-tower idealists, corrupt self-seekers, secret subversives, or simply too weak to resist villainy. Unfortunately, however, they have the power to make law. The lawyers and judges involved in its administration tend to be made from the same cloth and are regarded as no better (Reiner 2000: 95).

Polizei und Grenzschutz aller Dienstränge, so steht es zu vermuten, ziehen eine scharfe Trennlinie zwischen polizeilicher und nicht-polizeilicher Umgebung, und insbesondere nicht-polizeiliche Einmischung von politischer Seite in Form politischen Drucks auf die Polizei ist dazu geeignet, die gruppeninterne Solidarität zu verstärken.

Die Tatsache, dass der Polizeiberuf *a priori* ein sozialer Beruf ist, in dem die Akteure mit ihrer sozialen Umwelt in Kontakt treten, und dies in einer zumeist hierarchisch geprägten Beziehung, lenkt die Aufmerksamkeit auf die von Jerome Skolnick (2005) definierten Charakteristika, die in seinen Augen den Polizeiberuf prägen: Gefahr und Autorität. Der Polizeiberuf ist bei weitem nicht die einzige Profession, bei der Gefahr eine herausstehende Rolle spielt, jedoch sei die berufliche Rolle des Polizisten insofern einzigartig, als »its core tasks require officers to face situations where the risk lies in the unpredictable outcome of encounters with other people« (Reiner 2000: 88). Ein polnischer Grenzschützer erklärt so auch, warum er seinen Beruf mag: »Es gibt eine Menge Sachen, die im Privatleben so nicht täglich vorkommen. Da hebt sich schon das Adrenalin ein bisschen. Wir haben mit unterschiedlichen Kategorien von Leuten zu tun, manchmal muss man die schon zur Ordnung rufen«.

Gefahr auf der einen und Autorität auf der anderen Seite scheinen unauflöslich miteinander verbunden zu sein. Der Polizist tritt seinem Gegenüber nicht als Privatmann auf, der in Anwendung des Jedermannsrechts eine Straftat vereitelt, sondern in seiner Eigenschaft als Repräsentant der legitimen staatlichen Gewalt. Diese allein ist es, die ihm die Autorität zuweist, seinem Auftrag nachzugehen. Derartige Handlungen sind gleichzeitig stets von dem Bewusstsein geprägt, dass der Polizist von seinem Gegenüber ebenfalls nicht als Privatmann, sondern als Vertreter des staatli-

chen Gewaltmonopols wahrgenommen wird. Die dominante Variable in der Interaktion ist die berufliche Rolle des Polizisten.

Aus diesem Bewusstsein speist sich ebenfalls die potentielle Erwartung, dass diejenigen, die das Ziel der Androhung staatlicher Gewalt sind, sich dieser Autorität widersetzen könnten. Die professionelle Rolle beinhaltet die Gefahr, zur Zielscheibe auch unerwarteter Angriffe zu werden. Diese Gefahr hat nichts mit dem Polizisten als Person zu tun, sondern rührt aus seiner beruflichen Rolle als Vertreter der Staatsmacht. Gefahr und Autorität sind somit nicht nur eng miteinander verbunden, sondern hängen voneinander ab. Beide Konstanten werden von Skolnick und Reiner als relevante Grundlage für *Cop Culture* gewertet: »Danger and authority are thus interdependent elements in the police world, to cope with whose pressures cop culture develops as a set of adaptive rules, recipes, rhetoric, and rites« (Reiner 2000: 88). Gleichzeitig sind diejenigen Berufe innerhalb der Polizei mit dem geringsten Gefahrenpotential am wenigsten reizvoll für Personen, die den Polizeiberuf aufgrund von Idealvorstellungen des Retters von Witwen und Waisen gewählt haben (vgl. Skolnick 2005: 266).

Um den Faktor »Gefahr« sowie die daraus erwachsenden Implikationen für die Selbstwahrnehmung des Polizisten richtig einschätzen zu können, muss der Kontext, innerhalb dessen sich Polizei bewegt, beachtet werden. Auch wenn davon ausgegangen wird, dass polizeiliche Organisationen in der westlichen Welt trotz anzuerkennender Unterschiede die gleichen Merkmale der *Cop Culture* im Großen und Ganzen teilen, sollten der gesellschaftliche Kontext und die Reaktion der Polizei nicht unterschätzt werden. Dieser Kontext kann sich zwischen extremen Polen bewegen, und das Gleiche gilt für das polizeiliche Handeln und die Selbstwahrnehmung. So schreibt der Rechtswissenschaftler Robert W. Benson über notwendige Polizeireformen des Los Angeles Police Departments (LAPD), hier hätte sich eine Belagerungsmentalität herausgebildet, »in which the police dehumanize the citizens into enemies in a war which must be won at all costs« (2001: 687). Um diesen »Krieg« zu gewinnen, wurde die LAPD Ende der Neunzigerjahre laut Benson mit 73 Granatwerfern, 112 Schützenpanzerwagen und 600 M-16-Gewehren ausgestattet. Auch unter den besonderen Umständen, unter denen die Polizei von Los Angeles zu operieren hat, stellt sich doch die Frage, von wem hier die Gefahr ausgeht.

Für Polizeien in Regionen, die weniger den Charakter eines Krisengebietes tragen, sieht jedoch nicht allein Waddington (1999) das Element »Gefahr« eindeutig überbewertet. Im Bereich der BPOLI Frankfurt (Oder) wurde, so berichteten Grenzschrützer, seit der Wende kein einziges Mal von der Dienstwaffe Gebrauch gemacht. Dass der Faktor »Gefahr« nichtsdestotrotz eine herausragende Rolle spielt, zeigt sich in der Tatsache, dass von Seiten der Grenzschrützer trotz objektiv geringer alltäglicher Gefahr für Leib und Leben sehr hoher Wert auf die Eigensicherung gelegt wird.

So fühlten sich die Grenzschrützer der Grünen Grenze bei den ersten Gemeinsamen Streifen ohne Dienstwaffe schutzlos und zu »halben« Grenzschrützern degradiert. Auch mangelnde Sprachkenntnisse zwischen Deutschen und Polen zeitigten Befürchtungen, die Eigensicherung könne unter Verständigungsschwierigkeiten leiden.

Allerdings gehen viele uniformierte Grenzschrützer mit diesem Faktor in der täglichen Praxis unterschiedlich um. Illustrierend mag ein Ereignis aus der Feldforschung dienen. Ich geriet am Bahnhof Neustrelitz im Anschluss an eine deutsch-polnische Führungskräfteatagung in ein Streitgespräch zweier deutscher Inspektionsleiter, die, obwohl sie die gesamte Atagung über in zivil aufgetreten waren, uniformiert nach Berlin zurückfuhren.⁸ Einer von beiden trug eine schussichere Weste unter der Uniform und malte bedrohliche Szenarien über Verbrechen in Regionalzügen, während der andere, nicht nur angesichts des warmen Wetters, verständnislos den Kopf schüttelte und bei dem Kollegen eine ungesunde Überidentifikation mit dem Beruf vermutete. Dieser wiederum warf dem schutzwestenlosen Kollegen vor, er würde wohl seinen Beruf nicht besonders ernst nehmen, schließlich sei man als Vertreter von Recht und Ordnung als Zielscheibe für die Gesetzlosen prädestiniert.

In der Tat verstehen sich manche Grenzschrützer als »Landesschrützer« und neigen zur Überidentifikation mit ihrer professionellen Rolle. Dies rührt aus der Tatsache, dass »the authority of the state is also his personal authority, and is, of necessity, a matter of some concern to him. To deny or raise doubt about his legitimacy is to shake the very ground upon which his self-image and corresponding views are built« (Van Maanen 2005: 287). Wer die staatliche Autorität herausfordert, stellt in den Augen des Grenzschrützers ebenfalls seine eigene, persönliche Autorität in Frage. Dazu reicht allein schon eine Entgegnung, die dem Polizisten signalisiert, dass sein Gegenüber ihn gerade nicht besonders ernst nimmt. Auch an der deutsch-polnischen Grenze ist dies keine Seltenheit. Studenten, die im zweiten Semester Jura studieren und alles besser wissen, oder Betrunkene, die sich auf dem Rückweg von Polen nach Deutschland nachts vor der Kontrolle erbrechen, und natürlich zum x-ten Mal die Weigerung, an der Grenze den Pass vorzuzeigen, denn »wir sind doch jetzt EU!«, sind hier alte Bekannte. So beschwert sich ein genervter polnischer Grenzschrützer: »Hier gehen Hunderte oder sogar tausend Leute durch, also wie oft kann man sich das anhören: ›Warum steht ihr denn noch hier? Ach was, ihr arbeitet hier noch?‹ Ich hab echt die Nase voll«.

Die meisten Grenzschrützer finden es ungehörig, wenn ihnen von vermeintlich besserwisserischen Bürgern auf die Finger geschaut wird. Diese Art von Affronts von Seiten der Reisenden behindert die Grenzschrützer in

8 Beamte der Bundespolizei fahren kostenlos mit der Deutschen Bahn, sofern sie uniformiert sind und sich damit automatisch dazu verpflichten, im Bedarfsfälle in ihrer Funktion als Polizisten bereitzustehen.

ihrer Wahrnehmung nicht allein in ihrer Dienstausbübung, sondern stellt ihre Autorität generell in Frage. Im schlechtesten Fall wird der Grenzschtützer feststellen, »that his taken-for-granted authority on the street is not exactly taken for granted by another« (Van Maanen 2005: 288). Konfrontiert mit solchen Fällen sind deutsche und polnische Grenzschtützer nicht allein Kollegen, sondern »Leidensgenossen«, die über die Abneigung derjenigen Reisenden zueinander finden, die Van Maanen (2005) etwas drastisch als »assholes« kategorisiert. Allerdings sprechen sich deutsche Grenzschtützer häufig positiv über die polnischen Reisenden aus. Diese würden ihrem Grenzschtutz, der SG, und auch der BPOL noch den gebührenden Respekt entgegenbringen. Dies ist wohl eine *Legacy* aus der staatssozialistischen Zeit, als die Grenze noch vom Militär bewacht wurde. Ein deutscher Grenzschtützer vergleicht:

Wenn du Deutsche hast, die stellen sich an wie die ersten Menschen. Wenn hier irgendwas neu ist, da sieht der Deutsche schon wieder gar nicht mehr durch. Dann ist hier Fratzenfasching, die gucken dich an, als ob du vom Mond kommst. Die Polen, die sehen da besser durch, die wissen: Alles klar, hier ist Grenze, der kriegt jetzt von mir den Ausweis oder den Reisepass, und ich mach das hier, ich checke ihn durch, gebe ihm wieder, und der fährt weiter. Da kommt auch kein dusseliger Kommentar [...]. Ich meine, das mache ich, weil das ist nun mal mein Job. Dafür krieg ich Geld, dass ich das ab und zu mal mache. Und der Pole, der murrst eigentlich nicht rum. Den checkst du ab, da kommt keine blöde Diskussion. Nicht so wie bei den Deutschen: »Ich denke, ich denke!« Da hab ich auch schon gesagt: »Dann lassen sie es doch mit dem Denken!« Weiß ich nicht, wenn man keine Ahnung hat, einfach mal die Fresse halten.

Polizisten sind die Repräsentanten des staatlichen Gewaltmonopols, und damit auch zur Anwendung von Zwangsmitteln legitimiert, und daher sind eine Überidentifikation mit der professionellen Rolle und der Verlust der Bodenhaftung bei ihnen im Vergleich zu anderen Berufsgruppen besonders virulent, wie auch Manning befürchtet:

Since they are the active enforcers of the public will, serving theoretically in the best interests of the public, the consequences of their yearnings for prestige and power are imbued with far greater social ramifications than the relatively harmless attempts of florists, funeral directors, and accountants to attain public stature (2005: 204).

Wenn sich beispielsweise, wie mir berichtet wurde, ein deutscher Grenzschtützer an einem Grenzübergang vor einen sprachunkundigen Polen stellt, der seine Frage nicht verstanden hat, und ihn anbrüllt: »Dies ist *mein* Land, und *mein* Innenminister hat *mich* beauftragt...!«, worauf der Pole sowie die Kollegen nur »mit einem Fragezeichen über dem Kopf« dagestanden hätten, wie es sein Kollege formulierte, dann mag diese Geschich-

te im ersten Moment zwar lustig und bizarr zugleich klingen. Sie zeigt jedoch gleichzeitig, auf welcher, zugegebenermaßen unglückliche, Weise die Überinterpretation der beruflichen Rolle als Grenzschrützer zu einer unverhohlenen Demonstration der polizeilichen Definitions-Macht führen kann, was im Extremfall bedeuten kann, dass die Situation aus dem Ruder läuft und sich ein Unschuldiger im Gewahrsam wiederfindet, weil er wissentlich oder unwissentlich die Autorität des Beamten missachtet hat.

Genau aus diesem Grund ist das Potential der Androhung von legalen Zwangsmitteln von so hoher Relevanz, da die Polizei, und der Grenzschutz, diese Möglichkeit jederzeit als Trumpf in der Hinterhand halten. Die Autorität gegenüber der Bevölkerung, die sich aus dieser Tatsache speist,⁹ bezieht sich dabei nicht allein auf gesellschaftlich gewünschte Vorgänge, wie die Festnahme eines polizeilich gesuchten Straftäters, sondern auf das mulmige Gefühl, sich aufgrund unglücklicher Umstände plötzlich ausgeliefert zu sehen. So stellt auch Bayley fest, dass, obwohl Polizisten in Relation zu ihren sonstigen Tätigkeiten relativ selten Festnahmen vornehmen, die reine Möglichkeit, die Androhung einer Festnahme, ein wichtiges Requisit in der Aufrechterhaltung der polizeilichen Autorität im Kontakt mit der Bevölkerung ist:

Police *can* forcibly stop people from doing what they are doing; they *can* push people into bare cells with wet concrete floors and slam shut the heavy barred door behind them. As US police officers sometimes say »Maybe I can't give 'em a rap (a conviction), but I sure can give them the ride« (Bayley 2005: 143 [kursiv i.O.]).

Polizisten und Grenzschrützer haben stets einen gewissen Ermessensspielraum im Rahmen ihrer gesetzlich verankerten und von Vorgesetzenseite vorgeschriebenen Handlungsanweisungen zur Verfügung. Nicht jeder Fall muss sklavisch nach »Schema F« behandelt werden, der Beamte kann ebenso Milde walten lassen, wenn die Umstände dies befürworten und dies seinen gesetzlichen Pflichten nicht entgegenläuft. Auf der anderen Seite beinhaltet dieser Ermessensspielraum, ob er nun positiv oder negativ für den vermeintlichen Delinquenten ausfällt, stets jedoch auch eine Machtkonnotation, und Macht »involves the probability that one party in an encounter can effect a course of action and outcome he desires in spite of the contrary wishes and/or actions of the other parties« (Ericson 2005: 223).

Bezogen auf die deutsch-polnische Grenze kommt hier noch ein internationales Moment ins Spiel. Wie nicht nur die zuvor beschriebene Mit-

9 Autorität wird nicht allein durch die Androhung oder Nutzung von Zwangsmitteln erzeugt, sondern durch die Tatsache, dass Polizei und Grenzschutz Legitimität in der Ausübung ihrer Aufgabe zugestanden wird. Polizei und Grenzschutz sind darauf angewiesen, dass ein Großteil der Bevölkerung die Regeln befolgt, um sich den Wenigen widmen zu können, die dies nicht tun (vgl. Tyler 2004).

fahrgelegenheit nach meinem Fahrradausflug zum Autobahnübergang Świecko zeigte, herrscht unter deutschen Einkaufstouristen große Panik, in Polen wegen minderschwerer Verkehrsünden für 48 Stunden im Gefängnis zu landen, und in persönlichen Gesprächen berichteten viele ehemalige polnische Studenten der Viadrina von der gängigen Praxis der Zurückweisungen des Bundesgrenzschutzes bei der Einreise nach Deutschland vor Polens EU-Beitritt, die ohne jegliche Begründung ausgesprochen wurden. Manche von ihnen blieben laut eigener Aussage einige Tage in Gewahrsam, ohne dass ihnen etwas vorgeworfen wurde. In diesem Fall übersteht der Reisende die liminale Phase des Grenzübertritts nicht unbeschadet, da sein Status neu verhandelt wird, ohne dass er darauf Einfluss nehmen könnte.

Directory Knowledge: Verdachtsbildung

Directory Knowledge beinhaltet Vorstellungen von »richtiger« Arbeit. Dies bezieht sich zum einen auf die Internalisierung organisationaler Regeln und Vorschriften, da der Grenzschützer, wie auch der Polizist, sich »als Ausführer einer manifesten Normenordnung, ohne die die Polizeistruktur nicht existieren könnte« (Girtler 1980: 38), versteht. Zum anderen meint *Directory Knowledge* die dienstlich auftretenden und repetierten Routinetätigkeiten.

So wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich Vorstellungen zur »richtigen« Polizeiarbeit in der deutsch-polnischen Interaktion im Zusammenspiel mit ungleicher Ressourcenverteilung und sozialer Ungleichheit als Demonstration einer »Arbeitsethik« manifestieren können. Es wurde ebenfalls gezeigt, dass diese ostentative Deklaration der Arbeitsethik eher als Handlungsstrategie und Reaktion auf besagte Faktoren verstanden werden sollte denn als objektive Gegebenheiten. Während somit die Herausstellung der Arbeitsethik eher dazu dient, eine Trennlinie zwischen Deutschen und Polen zu ziehen, soll, unter der Voraussetzung, dass deutscher wie polnischer Grenzschutz die allgemeinen Merkmale der *Cop Culture* teilen, im Folgenden gezeigt werden, dass durchaus eine Verbindung besteht, die in den Untiefen des polizeilichen *Common Sense* angesiedelt ist. Die Grundlage hierfür liegt in den Merkmalen von Verdachtsbildung und Stereotypisierung als unabdingbarer Hilfsmittel der Polizeiarbeit begründet: »Police need to develop fine-grained cognitive maps of the social world, so that they can readily predict and handle the behaviour of a wide range of others, in frequently fraught encounters, without losing authority« (Reiner 2000: 91; vgl. Dunham et al. 2005).

Diese Fähigkeiten und Charakteristika werden durch Trainings und Schulungen bestärkt, jedoch auch und vor allem im Arbeitsalltag erlernt und verfeinert. Dieses »polizeiliche Auge« ist ein notwendiges Requisit auch in der Arbeit der Grenzschützer, und Donnan/Wilson bemerken:

»Such knowledge is often difficult to articulate, but becomes a part of the habitus of the long-serving border guard who comes to believe in his or her ability to recognise the tell-tale signs« (1999: 131).

Ironischerweise ist es häufig gerade die Körpersprache des potentiellen Delinquenten, die erfahrenen Grenzschützern einen Hinweis liefert, und dass die Verdachtsbildung und Stereotypisierung der potentiellen Klientel dementsprechend nicht so simpel verläuft, wie sich der Fernsehkrimigestählte Bürger das im Allgemeinen vorstellt, konnte ich auch während der Teilnehmenden Beobachtung feststellen. Oft wurden Reisende, die in meinen Augen eindeutig »Verbrecher« waren, durch die Kontrolle gewinkt, während der Ausweis anderer, harmlos aussehender Passanten einer Abfrage im Computer unterzogen wurde. So ergab die Computerabfrage eines freundlichen 16-jährigen den Hinweis auf bereits mehrfach ausgeübten Bandenraub, was mich nachhaltig beeindruckte. Die Arbeit erfordert eine äußerst selektive Betrachtung der Umwelt und der Klientel, und so meint auch Klockars (1980: 39), der Polizist »lese« seine Umwelt nicht wie der unbescholtene Durchschnittsbürger, sondern innerhalb einer »ecology of guilt«, als potentielle Straftäter, Opfer oder Tatorte. Grenzschützer sind hier in einer bevorzugten Position gegenüber ihren Kollegen der Landespolizei. Sie können ohne jegliche Angabe von Gründen jeden Grenzgänger einer Abfrage im Fahndungssystem unterziehen oder ihn den Kofferraum öffnen lassen. Mit Gegenwehr oder Nachfragen ist an der Grenze kaum zu rechnen. Im Unterschied zur alltäglichen Situation im Inland, wo sich Polizisten auch mal einen Vorwand einfallen lassen müssen, um eine Person oder ein Fahrzeug einer Kontrolle zu unterziehen, müssen sich Grenzschützer für ihren Verdacht kaum rechtfertigen (vgl. Sheptycki 2001: 148).

Die Tatsache, dass wenige Verdächtige ihre Untaten, so sie welche begangen haben, sofort zugeben, sondern »lie brazenly, [...] explains in large part why the police become cynical and hard to convince« (Bayley 2005: 143). So war auch beim Grenzschutz häufig zu beobachten, dass Erklärungen und Rechtfertigungen der Reisenden kaum Gehör geschenkt wurde, sofern sich die Grenzschützer bereits einen dezidierten Verdacht gebildet hatten und davon überzeugt waren, der betreffenden Person Zigarettenschmuggel, Fahrraddiebstahl oder Passfälschung nachweisen zu können. Ins Zentrum rückte die vermeintliche Straftat, Aussagen der Reisenden wurden als irrelevant und/oder störend gewertet. Es liegt nahe, dieses Merkmal in Zusammenhang mit der Relevanz der oben behandelten Autorität zu sehen. Illustrierend soll ein Ereignis aus der Feldforschung eingefügt werden, das sich während einer Nachtschicht am Bahnhof ereignete. Die deutschen Grenzschützer kontrollierten einen Zug, der sich auf dem Weg von Brüssel nach Minsk befand, ich war währenddessen in der Dienststelle am Bahnhof.

Als sie zurückkehren, sind sie nicht allein, sondern haben eine junge blonde Weißrussin dabei, die zwar einen RAP, einen Reisepassersatz, hat, jedoch kein dazugehöriges Ausweisdokument. Sie kommt sofort in die Zelle, und es wird an einer anderen Dienststelle angerufen, damit zwei Beamtinnen kommen, um sie zu durchsuchen. Es wird mir erklärt, dass viele, die einen RAP haben, ihren Pass entweder wegwerfen oder nach Hause schicken, um zu verschleiern, dass sie sich illegal aufhalten. Damit hat sie schon mal eine Anzeige wegen illegaler Einreise nach Deutschland. Nun wird fieberhaft im Computer nach der Frau gesucht. Bestimmt war sie als illegale Prostituierte tätig, so wie die aussieht, junge hübsche Weißrussin. Im Computer ist nichts zu finden. »Probier's mal mit einer anderen Schreibweise oder anderen Vornamen«. Das Bild der einzigen Frau im Computer mit einem ähnlichen Namen stimmt nicht mit dem Mädchen in der Zelle überein. Enttäuschung. Inzwischen sind die Grenzschützerinnen zur Durchsuchung eingetroffen. Der Beamte, der die Weißrussin in die Zelle gebracht und ihre Sachen durchsucht hat, kehrt zurück. »Wie geht's ihr?« – »Sie ist nicht mehr ganz so schick, seitdem sie so heult«. Die Frau hat 200 Euro und einen Fahrschein von Brüssel nach Minsk dabei. Ein Großteil des Geldes wird ihr wohl abgenommen, um ihre Unterkunft und Verpflegung in der Zelle zu finanzieren. Es stellt sich heraus, dass sie bereits eine Anzeige in Belgien wegen unerlaubten Aufenthalts hat, ihr Schengenvisum war wohl abgelaufen. Nun noch die deutsche Anzeige, und der Fahrschein ist natürlich jetzt auch verfallen (Feldnotizen).

Wie mir später zu meiner Beruhigung von Seiten ihrer Vorgesetzten versichert wurde, hatten die Beamten zwar immer noch im Rahmen des Gesetzes, jedoch nach den Maßgaben der Verfahrensregelung vollkommen überzogen gehandelt. Der gesunde Menschenverstand hätte die Frau einfach wieder in Zug nach Minsk gesetzt, wo sie ja schließlich auch hinwollte, und damit auch dem Steuerzahler die Kosten einer Abschiebung erspart.

Chan (1996: 120) weist dementsprechend auf die Gefahr hin, dass Verdachtsbildung mit Hilfe des »polizeilichen Auges« leicht zu Diskriminierung von Minderheiten führen kann, wenn allein nach »signs of the ›unusual‹« Aussicht gehalten wird. Während auf der einen Seite die Gefahr der Stigmatisierung auch von Seiten der Polizisten durchaus erkannt wird (vgl. Goffman 1999 [1963]), sieht Reiner in der Stereotypisierung einzelner Bevölkerungsgruppen zumindest solange kein Problem, wie die Anwendung zielgerichtet und fallorientiert erfolgt. Allerdings gibt auch er zu bedenken, dass rassistische Vorurteile einen prominenten Platz in der Polizeikultur innehaben. Er bemerkt jedoch, dass, selbst wenn der Polizeiberuf bestimmte Charaktere eher als andere anziehen könne, das grundlegende Problem an anderer Stelle zu suchen sei: »The crucial source of police prejudice is societal racism, which places ethnic minorities disproportionately in those strata and situations from which the police derive their ›property‹. This structural feature of police-ethnic-minority relations bolsters any prior prejudice police officers have« (Reiner 2000: 100).

Recipe Knowledge: Isolation und Solidarität

Recipe Knowledge meint »the apparent ›code‹ of silence and solidarity among police officers when faced with allegations of misconduct« (Chan 1996: 121). Viele Autoren stellen fest, dass der Polizist, im Vergleich mit anderen Berufsgruppen, über eine außerordentlich starke Berufssolidarität verfügt. Isolation und Solidarität sind zwei Seiten der gleichen Medaille, die sich in Abhängigkeit vom Kontext auf verschiedene Weise auswirken können. Erstens kann die gemeinsame Erfahrung von Gefahr und Autorität Polizisten nicht nur näher zusammenbringen, sondern sie ebenso vom Rest der Bevölkerung separieren, die dem polizeilichen Handeln insbesondere dann kritisch gegenübersteht, wenn sie selbst betroffen ist, und die dieses sehr genau verfolgt und beurteilt: »The whole civilian world watches the policeman. As a result, he tends to be limited to the company of other policemen for whom his police identity is not a stimulus to carping normative criticism« (Skolnick 2005: 274).

Zweitens ist Solidarität zwischen Polizisten nicht allein ein Produkt berufsbedingter Isolation von Nicht-Polizisten, sondern ebenso ein Hilfsmittel zur eigenen Sicherung, »the need to be able to rely on colleagues in a tight spot« (Reiner 2000: 92). Hier spielt das Vertrauen, das die einzelnen Kollegen einander entgegen bringen, eine große Rolle. Teamwork und Zusammenarbeit sind dabei von hoher Relevanz: »Policemen do not appear to cooperate with one another merely because such is the policy of the chief, but because they sincerely attach a high value to teamwork« (Skolnick 2005: 275). So genannte »Whistleblowers«, die die öffentliche Aufmerksamkeit quasi mit der Trillerpfeife auf interne Missstände hinweisen, sehen sich dementsprechend der Missbilligung von Kollegen ausgesetzt (Kleinig 2005: 613-619; vgl. Behr 2000: 154).

Auf kollegialem Vertrauen beruht ebenfalls die gegenseitige Sicherung, die angesichts der professionellen Aufgabenstellung und der oben genannten Merkmale von Autorität und Gefahr eine prominente Rolle in der polizeilichen Arbeit einnimmt. So war auch ein wichtiges Argument, das die Grenzschrützer gegen die Kooperation vorbrachten, die Frage danach, ob man dem Kollegen aus dem Nachbarland denn in Gefahrensituationen bedingungslos vertrauen könne; dies ist eine Frage, die man angesichts eines neuen Kollegen aus dem eigenen Land wohl kaum stellen würde. Hier zeigt sich wiederum, dass die national verankerte Funktion der Polizei kein Abstraktum ist, sondern ihren Niederschlag in der Praxis findet. So stehen die Grenzschrützer dem Kollegen aus dem Nachbarland, der seine Einsicht in die Innere Sicherheit zum Missbrauch nutzen könnte, äußerst kritisch gegenüber. Ein deutscher Grenzschrützer, der ein durchaus gutes Verhältnis zu seinen polnischen Kollegen pflegt, hegt datenschutzrechtliche Befürchtungen bei der Ein-Stopp-Kontrolle:

Na, es kann ja sein, dass bei uns eine Fahndung ausliegt, das ist ein Pole, der zur Festnahme ausgeschrieben ist, und der polnische Kollege kann da draufgucken. Man will ja keinem was unterstellen, aber es kann ja sein, er kennt den, das ist der Ex-Schwager, weiß ich, Bruder von irgendjemandem, und liest das und ruft ihn an und sagt: »Pass auf, komm hier nicht her, du wirst gesucht«. Ist alles irgendwo sicherlich schon mal vorgekommen.

Drittens können sich Isolation und Solidarität auch auf Untergruppen innerhalb der eigenen Berufsgruppe beziehen, so wie das Verhältnis von unteren Diensträngen zur Führungsebene: »Rank-and-file solidarity is often aimed at concealing minor violations [...] from the attention of supervisory officers« (Reiner 2000: 92). Dabei gilt, je spezialisierter eine Einheit ist, wie z.B. die GSG 9, umso ausgeprägter werden die Solidarität innerhalb der Gruppe auf der einen Seite und die »Kultur des Schweigens« (vgl. Behr 2000: 155) und Isolation von sowohl der nichtpolizeilichen als auch der polizeilichen Umgebung auf der anderen Seite sein.

Axiomatic Knowledge: Mission-Action-Zynismus-Pessimismus

Als letzter Punkt folgt das *Axiomatic Knowledge*, das Wissen darum, warum und wozu Polizeiarbeit getan werden muss, kurz: worin der übergreifende Sinn der Arbeit eigentlich besteht. Sackmann siedelt das axiomatische Wissen auf der Ebene des Top-Managements an, ich gehe jedoch davon aus, dass auch die unteren Dienstränge eine »axiomatische« Vorstellung davon haben, in welche Richtung sich ihrer Meinung nach die Organisation bewegen und was der Sinn ihres beruflichen Daseins beinhalten sollte. Dass diese Vorstellung mit denen der Führung nicht unbedingt in jedem Fall übereinstimmen muss und sich konkurrierende Wissensformen ergeben können, liegt in der Natur einer hierarchisch geprägten Organisation; auf diesen Punkt wird in einem späteren Kapitel näher einzugehen sein.

Die Axiome polizeilichen Handelns meinen in diesem Sinne das, was bereits unter dem Stichwort eines geteilten *System of Knowledge* behandelt wurde. Polizisten, und Grenzschrützer, sehen ihren Daseinszweck in der Bekämpfung von (grenzüberschreitender) Kriminalität und der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. In Bezug auf die Merkmale der *Cop Culture* bezeichnet Reiner dies als die »Mission« des Polizisten: Polizist zu sein, sei weniger ein Job, als ein »Way of Life«, kein Beruf, sondern eine Berufung. Die Mission mag ein zusätzlicher Grund sein, warum Reiner die Organisation Polizei durch eine spezifische Form des Konservatismus gekennzeichnet sieht, die sich zum einen aus der strikt hierarchischen Organisation ergebe, was zum anderen Berufsanwärter mit eher konservativen Einstellungen dazu bringe, sich für den Polizeiberuf zu entscheiden: »The purpose is conceived of not as a political enterprise but as the preservation of a valued way of life and the protection of the weak

against the predatory. The core justification of policing is a victim-centred perspective« (Reiner 2000: 89).

Daran schließt er seine Beobachtung an, diese Welt der Polizei sei eine »Action-Welt« voller Heldengeschichten, in welcher sich der Polizist unermüdlich auf der Suche nach dem Verbrechen sehe. Polizisten verstünden sich als die »good guys«, die Vertreter von Recht und Ordnung, die Rächer von Witwen und Waisen: »He is not just a racing-driver or boxer in a blue uniform« (Reiner 2000: 89). Dieser Mythos der Unverzichtbarkeit ist zentral in dieser Weltsicht und macht die Polizei ebenfalls weit resistenter für eventuelle Reformen als es in anderen Berufen der Fall wäre, die sich nicht auf eine gesellschaftlich relevante Mission berufen (Reiner 2000: 89).

Klockars (1980) sieht hier, in Anlehnung an Clint Eastwoods Inspektor Callahan – alias »Dirty Harry« – ein moralisches Dilemma, mit dem der von seiner Mission getriebene Polizist konfrontiert werden kann: die Frage nach dem Einsatz ethisch, moralisch und gesetzlich fragwürdiger Mittel zur Erreichung eines hehren Ziels. Dieses »Dirty Harry Problem«, so Klockars Schlussfolgerung, könne nur gelöst werden, indem es verlagert würde: Durch eine Bestrafung derjenigen, die »dirty means« anwenden, läge das moralische Dilemma bei den Bestrafern und nicht mehr bei denen, die mit schlechten Mitteln Gutes erreichen wollten.

Auf der anderen Seite nährt der Mythos der Unverzichtbarkeit die Überzeugung, der Polizei sei ein weit tieferer Einblick in die Abgründe menschlichen Verhaltens gewährt, als es all die naiven Zivilisten zu träumen wagen. Gerade da die Polizei – »those who are knowledgeable of the dark side of society« (Waddington 1999: 299) – sie von all dem fernhalte, könnten die Bürger die Leistung der Polizei gar nicht wirklich einschätzen. Auch wenn dies auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen mag, so hängen der Missionsgedanke, Heroismus und der Hang zur »Action« auf der einen und polizeilicher Zynismus und Pessimismus auf der anderen Seite eng zusammen. Letztere rühren aus dem Gefühl, als Polizist eine der letzten Bastionen von Recht und Ordnung darzustellen, während die umgebende Welt unaufhörlich verrotzt und vom Verbrechen übernommen wird.

Gleichzeitig werden die Gerechtigkeitsvorstellungen von Polizisten durch die alltägliche Arbeit herausgefordert und Frustrationen befördert, so wenn der mühevoll Festgenommene kurze Zeit später wieder auf freien Fuß gesetzt werden muss. Zudem sieht die Realität des Polizeiberufs zu meist anders aus als im sonntäglichen »Tatort«. Der Alltag besteht aus Routinetätigkeiten, begrenzten Erfolgen, dem Ausfüllen unzähliger Formulare und Langeweile. Bittner meint dazu: »when one looks at what policemen actually do, one finds that criminal law enforcement is something that most of them do with the frequency located somewhere between virtually never and very rarely« (2005: 154). So werden der Missionsgedanke

und der Sinn des eigenen Handelns in Frage gestellt: »Cynicism is the Janus face of commitment« (Reiner 2000: 90).

Bezogen auf die deutsch-polnische Grenze lässt sich feststellen, dass die meisten Grenzschrützer sicherlich ihre »Mission« in der Bekämpfung der grenzüberschreitenden Kriminalität sehen. Hier treffen dienstlicher Auftrag und professionelles Interesse eigentlich zusammen. Allerdings hält sich hartnäckig der Verdacht, man würde von den oben beschriebenen Reisenden, weiter unten näher auszuführenden Vorgesetzten und nicht zuletzt politischen Ereignissen nicht unwesentlich an der Erfüllung der Mission gehindert. Schließlich entsprechen gerade die politischen Ereignisse nicht immer der gefühlten Sicherheitslage der Grenzschrützer. Wer als Privatmann die Osterweiterung der Europäischen Union, und damit die Freizügigkeit für Polen, begrüßte, kann sich als Grenzpolizist zum unnötigen »Hampelmann«, wie häufig konstatiert wird, degradiert fühlen, da ihm nun offiziell die Möglichkeit der Zurückweisung polnischer vermeintlicher Krimineller an der Grenze abhanden gekommen ist. Insbesondere die erleichterten Einreisebestimmungen für Polen und der damit einhergehende Wegfall der Zollkontrolle am Übergang führen bei manchen Beamten zu Frustration in Bezug auf ihren Auftrag der Straftatverhinderung, wie ein Deutscher sagt:

Wo man im Prinzip die Leute kannte, die wirklich hier regelmäßig rein sind, um zu klauen, und die regelmäßig auch bei uns hier auf der Matte standen mit Diebesgut, die kommen jetzt nach wie vor rein. Da konnte man halt früher sagen: »Stopp! Du bist ein Schlitzohr, du kommst bloß, um hier zu klauen, das weiß ich! Du gehst wieder nach Hause!« Das ist jetzt halt nicht mehr so.

Laut Gesamtlage fiel so auch die Zahl der Zurückweisungen durch den deutschen Grenzschutz ab Mai 2004 offiziell auf Null, davor wurden beispielsweise im Bereich der Inspektion Guben monatlich etwa zwischen 30 und 50 Personen zurückgewiesen, im gesamten Jahr 2003 waren es im Bereich der stärker frequentierten Inspektion Frankfurt (Oder) fast 6000 Personen. Auch ein polnischer Grenzschrützer schaut mit Skepsis auf die Auswirkungen der offeneren Grenzen und fühlt sich in seinen Befürchtungen, der polnische EU-Beitritt würde einen kriminellen Dammbbruch auslösen, bereits am 1. Mai 2004 bestätigt: »Und um 0 Uhr am 1. Mai fährt alles, es gibt keine Zollkontrolle, alles fährt, und was zeigt sich? Eine halbe Stunde nach Mitternacht werden in einem Auto Ukrainer festgenommen, die mit polnischen Ausweisen rüberfahren wollten. Und das ist es doch, nicht wahr? Ausnutzen der Situation«. Die Reisefreiheit der Bürger der neuen Mitgliedsstaaten sowie der mit der Forderung nach sicheren Grenzen kollidierende Anspruch, möglichst wenige Grenzstaus zu produzieren, lässt viele Grenzschrützer am Sinn ihrer Arbeit zweifeln und beschädigt ihren Selbstrespekt – man säße ja mittlerweile nur noch »wie eine französi-

sche Hafenhure« in der Kontrollbox und winke den Grenzgängern zu, wie ein deutscher Grenzschrützer drastisch formuliert.

Als eine Art Mittelweg zwischen begeisterter Missionserfüllung und dem Abrutschen in den tiefsten Zynismus entdeckt Reiner noch die Neigung zum Pragmatismus als charakteristisches Merkmal der *Cop Culture*, der als »conceptual conservatism«, die Neigung, die Dinge zu nehmen wie sie kommen und sich wenig Gedanken über zukünftige Strategien zu machen, bei vielen Grenzschrütern dominiert. Schließlich befindet sich der Polizist generell in dem Dilemma, dass er mit Vehemenz Normen zu vertreten hat, die nicht seine eigenen, sondern die seines Arbeitgebers sind. Eine Folge können Frustration, Devianz oder auch Überidentifikation und Überkonformität mit der bürokratischen Organisation sein, und zudem werden diese Normen von der Lebenswirklichkeit häufig in dem Maße abgekoppelt, dass, dem Schlagwort vom »Dienst nach Vorschrift« folgend, »nicht mehr die Norminhalte [...] von den Normdurchsetzern reflektiert werden, sondern lediglich die berufsmäßige Durchsetzung der Norm selbst« (Girtler 1980: 43).

Dies ist jedoch nur eine von zwei Seiten der gleichen Medaille. Die Organisation Polizei ist *a priori* darauf angewiesen, dass sich ihre Mitglieder mit ihr identifizieren, um das flüssige Funktionieren zu gewährleisten und die gesellschaftlichen Erwartungen an das Bild der Polizei als Freund, Helfer und Verbrechensbekämpfer zu erfüllen. Dienstanweisungen können nicht jeden Handschlag regeln, ihre Auslegung ist in jedem Einzelfall im Rahmen der Möglichkeiten zu prüfen, und genau dieses Wissen darum, was wie wann warum getan werden muss, beeinflusst die und resultiert aus den erlernten Verhaltensmustern, die der Beruf des Polizisten bedingt. Ericson stellt so auch fest: »police department manuals are full of instructions on what police officers should not do, but say little on what they should do as a basis for taking action« (1994: 157).

Cop Culture als trennendes und verbindendes Element im Grenzschutz

Die Cop Culture und die Grenzschutzkooperation

Die Merkmale der *Cop Culture* und ihre Einteilung in verschiedene Wissensformen können in einen weiteren theoretischen Rahmen eingebunden werden, der sowohl die *Boundaries* als mentale Grenze als auch den übergreifenden Kontext der politisch motivierten Vorgaben als determinierenden Kontextfaktoren einbezieht. Ein weiterer Rekurs auf Swidler ergibt ein umfassendes Bild der deutsch-polnischen Grenzschutzkooperation, das die bislang benannten Faktoren strukturiert erfasst. Swidler entwirft ein Kontinuum des kulturellen Materials, auf dem der Reihe nach *Common Sense*,